



Kleine Kulturgeschichte des Wintersports.

Drei Jahrtausende Winterfreuden.

Wer hat den Ski erfunden?

Wer den Ski erfunden hat? Die Antwort wird viele unserer Leser überraschen: niemand kennt den Erfinder der „weißen Kunst“! Er muß irgendwann in grauer Vorzeit gelebt haben, vielleicht im heutigen Norwegen — vielleicht aber auch in Persien oder China. Seltsamerweise scheint man nämlich den Schneeschuhlauf im fernen Osten sehr frühzeitig gekannt zu haben — darauf lassen beispielsweise die Annalen der Tang-Dynastie (618–907 n. Chr.) schließen, in denen sich über die Kirgisen folgender Satz findet: „Ist Schnee gefallen, so jagen sie das Wild auf hölzernen Pferden.“ Die Chinesen nannten daher dieses Volk muma Thu-tschü, was wörtlich „Holz-pferdetürken“ bedeutet.

Das klassische Land des Schneeschuhlaufens ist aber bekanntlich Skandinavien. Der Skilauf gehört schon in den altnordischen Sagen zu den ritterlichen Künsten, in der Edda ist von ihm ebenso die Rede wie in der nordischen Wielandsage. Aus der geschichtlichen Zeit gibt es ebenfalls schon sehr frühe Berichte über die Skibegeisterung der Nordländer. Beispielsweise finden wir in dem „Königsspiegel“ (um 1250) den Satz „solche Männer gab es viele, die so gut auf Ski stehen konnten, daß sie in einem Lauf mit ihrem Spieß neun Renntiere und mehr stechen konnten.“ Auch Könige preisen sich ihres wintersportlichen Könnens und beteiligten sich selbst an Wettläufen. So rühmt sich König Distein (11. Jahr-



hundert) in einem Gespräch mit seinem Bruder: „was aber den Schneelauf betrifft, der doch allseits für einen guten Sport gehalten wurde, so bin ich Dir darin doch weit überlegen.“ Dieser König war auch der Urheber der ersten Winterschuhhäuser auf dem norwegisch-schwedischen Grenzgebirge — vor fast einem Jahrtausend!

„Von seltsamer Überlaufung der Schneeberge.“

Die erste nachweisbare Verwendung von Skiern im Kriege fand bereits in der Schlacht von Isen bei Oslo im März 1200 statt — zu dieser Zeit wußte man bei uns vom Skilaufen überhaupt noch nichts. Erst in dem Werk „Zur Ehre des Herzogtums Crain“, das 1689 in Laibach erschien,



Oben: Vermutlich die älteste Darstellung eines Skiläufers. Jagender Skiläufer (Runenstein in der Nähe von Uplåsa, Schweden, um 1050). — Rechts nebenstehend: Indianer auf Schneeschuhen bei der Jagd.

(Darstellung aus dem 19. Jahrhundert.)

(4 M.: Wissenschaftliche Nachrichten-Zentrale.)

wird in einem Abschnitt „Von seltsamer Ueberlaufung der Schneeberge“ als Kuriosum berichtet, daß die crainischen Bauern das Schneereifengehen und Schneelaufen ausübten. Da sich hier der Skilaut kaum ohne skandinavischen Einfluß entwickeln konnte, ist er vermutlich durch schwedische Krieger im dreißigjährigen Kriege hierher verpflanzt, später aber wieder vergessen worden.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begann der Schneeschuh dann endlich, sich auch Deutschland zu erobern. Um diese Zeit tauchen in den deutschen Mittelgebirgen die ersten Schneeschuhe auf, zunächst werden sie allerdings nur von Förstern und Jägern verwendet.

Langsam wurde der neue Sport in immer weiteren Kreisen bekannt, bis sich schließlich der Skilaut auch bei uns wirklich zum Volkssport entwickelte — es wird aber wohl noch eine gute Weile dauern, ehe Deutschlands Skiläufer den ungeheuren Vorsprung der skandinavischen Länder mit ihrer Jahrhunderte alten Tradition auf diesem Gebiet eingeholt haben werden.

Die alten Germanen liefen schon Schlittschuh!

Wiel früher als das Skilauen kannte man in Deutschland den Eislauf. Der älteste in Deutschland gefundene Schlittschuh, der bei Spandau ausgegraben wurde, stammt etwa aus der Zeit 1000 v. Chr., die alten Germanen kannten also schon das Schlittschuhlaufen, und man ist daher berechtigt, das Alter des „Wintersports“ auf mindestens drei Jahrtausende anzusetzen! Die ältesten Schlittschuhe bestanden aus Knochen, meist aus Pferdeknochen, und wurden am Fuß mit Tierlehnern angechnallt. Man bewegte sich vorwärts, indem man sich mit einem oder zwei Stöcken abstieß. Diese Art der Knochenschlittschuhe aus der Zeit der Pfahlbauten hat sich bis ins Mittelalter erhalten; der Chronist William Stephan schildert in seiner „Beschreibung der sehr ansehnlichen Stadt London“, daß sich im 12. Jahrhundert die Jugend Knochen unter die Füße binde und dahinslöße, „so schnell wie ein Vogel in der Luft oder der Bolzen aus einer Armbrust“. Aber auch der Stahlschlittschuh scheint schon sehr früh bekannt gewesen zu sein, denn in der Edda wird bereits von Frithjof berichtet, daß er die Runen des Namens Inga mit Schlittschuhen ins Eis eingegraben habe — das aber konnte nur durch Schlittschuhe mit Stahlkufen geschehen.

Das klassische Land des Schlittschuhlaufens war von jeher Holland mit seinen unzähligen Kanälen, Seen und Flüssen. Schon im Gothaischen Hoffkalender von 1708 wird die Kunst des bei uns erst viel später bekannt gewordenen „Holländers“ erwähnt. Weiter heißt es: „Es war eine gar vorzügliche Kunstbezeugung, wenn man einer Dame die Schlittschuhe anschnallen durfte, und sie belohnte die Mühe auf der Stelle mit einem Kuß.“ Ein bei den Holländern sehr beliebtes Eispiel war auch das „Kolospiel“, das unserem heutigen Eishockey ähnelt, aber auch Ähnliche an das Golfspiel zeigt; solche „Kolven“ wurden sehr häufig auf holländischen Gemälden und Stichen dargestellt.

Klopstock und Goethe diskutieren über den Eislauf.

In Deutschland hatte der Eislauf trotz seines frühen Beginns bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts keine besondere Verbreitung gefunden. Erst als sich Klopstock und Goethe für diesen Sport einsetzten, wurde das Schlittschuhlaufen auch bei uns wirklich populär. Die Klopstock'schen Eislauf-Oden haben damals selbst den Ruf seines „Messias“ in den Schatten gestellt, und Goethe hat in zahlreichen Gedichten die Kunst des Schlittschuhlaufens verherrlicht. Recht amüsant ist die Feststellung, daß Klopstock und Goethe bei ihrem ersten Zusammentreffen keineswegs von der Dichtkunst sprachen, sondern sich nach



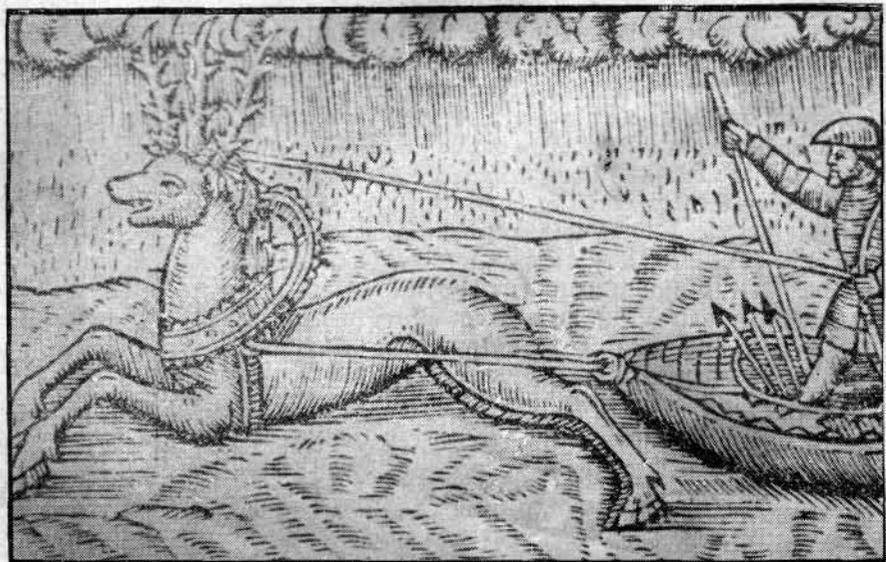
So lief man um das Jahr 1600 Schlittschuh.
(Zeitgenössische Darstellung.)

einem damaligen Bericht „wettläufig über die edle Kunst des Schlittschuhlaufens“ unterhielten. Goethe trat für den in Süddeutschland gebräuchlichen Namen „Schlittschuhlaufen“ ein, während Klopstock das in Norddeutschland übliche „Schritttschuhlaufen“ verteidigte. Goethe selbst schildert uns in „Dichtung und Wahrheit“, wie er sich in Frankfurt sehr eifrig der Kunst des Schlittschuhlaufens gewidmet hat. Als er dann an den Weimarer Hof kam und dort auch „maitre de plaisir“ wurde, hat er manche Eisfeste zustandegebracht. Vor allem suchte er die Damen, die sich in Deutschland immer noch davon zurückhielten, für das Schlittschuhlaufen zu gewinnen und lehrte sie auf dem Schwanssee diese neue Kunst. Goethe selbst bevorzugte das Eislaufen bei Mondschein und dehnte es dann bis spät in die Nacht aus, besonders wenn die schöne Corona Schröter seine „so liebliche als kräftige Mittläuferin“ war.

Wie alt ist der Rodelschlitten?

Daß der dritte Zweig des Wintersports, das Rodeln, auch schon sehr frühzeitig bekannt war, bezeugt beispielsweise ein Bericht aus dem Jahre 1555, in dem erzählt wird, daß die Züricher eifrig rodelten. Und Hans Sachs spricht gelegentlich davon, daß er schon in seiner „blühenden Jugend“ die Freuden des „Schlittensfahrens“ erlebt habe. Trotzdem blieb aber das Rodeln noch viele Jahrhunderte hindurch kaum mehr als ein geselliges Vergnügen, nicht eigentlich ein Sport im heutigen Sinne. Der sportliche Rennschlitten tauchte in Europa erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erstmals auf — er stammt wahrscheinlich von kanadisch-indianischen Vorbildern ab. Im Jahre 1887 wurde in St. Moritz der erste Skeleton-Rennschlitten aus Stahl vorgeführt; ein solches Skeleton ist außerordentlich niedrig und nur für eine Person berechnet. Der Fahrer liegt auf dem Schlitten und bremst mit Hilfe besonderer „Sporen“ an den Füßen. Zwei Jahre später ließ sich dann ein amerikanischer Diplomat von einem St. Moritzer Schmiedemeister den ersten Bob anfertigen, der aus zwei Holz-Skeletons zusammgebaut wurde.

In Deutschland finden wir die ersten Versuche mit dem Bob erst um das Jahr 1907 in Oberhof, wo dann auch eine der ersten Bobbahnen entstand. Dann ging allerdings die Entwicklung immer rascher vorwärts. Heute gibt es bei uns eine gewaltige Gemeinde von Anhängern des Schlittensports, wobei es Geschmackssache ist, ob man bei dem harmloseren Rodeln bleibt oder es vorzieht, mit Bob oder Skeleton im 70-Kilometer-Tempo die Bahn hinabzusaufen.
Dr. W. Hofmann.



Ein Vorläufer unseres Schlittens.
Darstellung eines Renniereschlittens aus dem Jahre 1555.

„Wir wollen bis Mitte der Woche ein paar Tage dort verleben. Dann muß ich nach Berlin zurück. Mein Vater hat dicke Verhandlungen zur Zeit. Und nachher gehts erst mal nach Bielefeld zurück. Nun, wie ist es, über Sonntag kannst du doch sicher mitkommen?“

Fritz nickte.

„Gern. Sonntag, vielleicht habe ich auch schon Sonnabend frei.“ Aber es war ihm dabei etwas wehmütig zumute. Wieviel lieber wäre er mit Erni gefahren.

Ein Gedanke blüht in ihm auf. Annemarie fährt da mit einem gänzlich leeren Wagen — wenn sie Erni mitnehmen würde?

„Hast du es sehr eilig, Annemarie, oder können wir schnell noch irgendwo einen Happen essen, ich bin heute nicht mal zum Kaffeetrinken gekommen.“

„Aber natürlich, Fritz!“ Sie fahren nebeneinander um den Potsdamer Platz herum, parken in der Bellevuestraße und gehen nebeneinander in ein Restaurant.

Fritz sitzt da, drückt und drückt.

„Mämlisch, Annemarie“, bringt er endlich, sein Brot zerbröckelnd, heraus, „es ist gar nicht, weil ich Hunger hatte.“

„Hab ich auch allmählich begriffen“, lacht Annemarie, „also, was hast du auf dem Herzen?“

Da erzählt Fritz von seiner Erni, daß sie so gern die Wochenendfahrt mit ihm gemacht hätte — das wäre doch aber mit seinem Wagen unmöglich gewesen. Aber wie er nun Annemarie gesehen hätte, mit ihrem schönen Wagen und wo sie doch auch nach Stralsund wollte.

„Ist sie nett?“ fragt Annemarie kurz.

Fritz nickt begeistert, er zieht aus seiner Brieftasche ein Bild Erniss, vorige Woche auf ihrem kleinen Paddelboot aufgenommen. Es zeigt Erni in langen weißen Hosen und einem kurzen Jäckchen, einer kleinen Kappe. Sie steht, die Hände in den Hosentaschen, ihr übermüdiges Jungmädchengesicht lacht fröhlich und klar in die Welt.

„Wirklich nett“, entscheidet Annemarie; bei sich denkt sie, um den Mund sieht sie etwas eigensinnig aus.

„Geh, telephoniere deine Erni an.“

Nach ein paar Minuten kommt Fritz sehr kleinlaut zurück. Erni ist nicht aufzutreiben. Sie meldet sich nicht in ihrer Wohnung, noch im Atelier, wo er vorsichtshalber anruft.

„Sei nicht so traurig, Fritz“, Annemarie legt ihre Hand auf die des Betters, „sollst mal sehen, es wird fidel in Hiddensee.“

Sie lacht ihn an mit ihren hübschen grauen Augen und ihren kräftigen Zähnen. „Nun sei mal Kavaller und tu auch so, als ob du dich freust, mit mir zusammen zu sein.“

Fritz bemüht sich zu lächeln, es gelingt ihm noch etwas schwer. Aber ein Fremder kann denken, hier ist ein hübsches Liebespaar, das sich über sich selbst und das Wochenende durchaus einig ist.

„Wir wohnen in Hiddensee im Haus am See“, sagt Annemarie, als sie wieder bei den Wagen stehen.

Fritz hilft ihr einsteigen und nickt.

„Also, wer eher da ist.“

Annemarie fährt an. Gleich hinter ihr Fritz.

Ein junges Mädchen, das gerade von der Bellevuestraße herüber will, hat diese letzten Worte gehört. Fassungslos bleibt es stehen. Ist das nicht Fritz Krüger gewesen, auf den sie seit einiger Zeit eine richtige Wut hat? Er hat ihr und Friedl unverblümt zu verstehen gegeben, er halte sie für leichtfertige Dinger, weil sie sich mal von einem fremden Auto mitnehmen lassen. Lächerlich, als ob das was mit Treue zu tun hätte. Sollte er sich lieber um seine eigene Treue kümmern. Nun fährt er mit einer eleganten jungen Dame zum Wochenende.

Erni hatte keine Ahnung, daß das Hiddensee-Glück so dicht an ihr vorbeigegangen. Sie versucht, ihren Kummer in einem Morgenbad zu vergessen, an das sie einen ausgiebigen Vormittagsschlaf anschließt. Und in das Atelier zu Fräulein Seisfert brauchte sie ja auch nicht. Das Telephon steht solange in einer Ecke und in einem grünweißen Kaffeewärmer eingehüllt; ein Rezept von Erniss Geschwister, wenn sie am Sonntag nicht gestört sein wollen. So ist Fritzens verzweifelter Ruf nur wie ein kleines Käschenschurren in ihren Traum hineingekommen.

Wie Trude jetzt anruft — sie hat es erst im Atelier versucht —, ist Erni schon wach, der Telephonapparat schon seiner Decke entledigt.

Trude ist nicht etwa ein Schadenfroher Mensch. Sie hängt an Erni, ihrer ehemaligen Schulfreundin, aber gerade deswegen ist sie über Fritzens Scheinheiligkeit so empört.

„Ach, du bist bei dem schönen Wetter zu Hause“, beginnt sie, „ich warte hier gerade am Potsdamer Platz auf Peter. Du weißt doch, wir haben Ferien. Hast du nicht Lust, mit nach Wannsee zu kommen, Erni? Kurt und Friedl kommen nachher auch, wenn Kurt mit seinem Dienst fertig ist.“

Nein, Erni hatte keine Lust, sie hat sich zu sehr über Fritz geärgert. Auf dem Bettrand sitzend, heiß geschlafen, allein und wütend, erzählt sie Trude die Geschichte. Nun läuft es aber bei Trude über:

„So, das glaubst du, du Schaf. Weißt du, was das ist? Ein ganz gemeiner Schwindel. Weißt du, warum dich Fritz nicht mitnehmen wollte? Weil er eine andere hat —“

„Eine andere?“ fragt Erni schwach.

„Jawohl, eine mit einem totschicken Wagen — ich habe sie eben zusammen gesehen, sie fahren nach Hiddensee, ich habe es deutlich gehört, Hotel Haus am Meer.“

Haus am Meer, denkt Erni, während Trude empört alle näheren Einzelheiten beschreibt, angefangen bei der Automarke, endend bei der Kappe, Haar und Augenfarbe der Rivalin. Erni denkt immer nur an Haus am Meer.

Damals, als sie sich gefunden haben, Fritz und sie, am letzten Abend ihres Ferienaufenthaltes, da sind sie oben am Waldrand entlang gegangen. Es war ein herrlicher Abend. Der Mond war halb gerundet. Ein unbeschreiblich schönes Licht über die Insel gebreitet. Das Meer lag ganz in Silber und Blau. Der Himmel hatte die gleiche Silberfarbe. Die Dünen und der Wald an der Steilküste standen klar im Licht, und unten von den Wiesen kam der Geruch von frisch gemähtem Heu. Sie haben damals auf einem Hügel gefessen, eng umschlungen und selige Träume in den letzten Ferienabend hineingesponnen.

„Wenn wir unsere Hochzeitsreise machen, dann machen wir sie hierher“, hat sie gesagt.

„Und wohnen tun wir nur dort“, Fritz hat auf das Haus am Meer gezeigt, „weißt du, in den himmlischen beiden Wohnzimmer, wo der verrückte schwedische Maler wohnt, wo man früh unter dem Sonnensegel frühstücken kann — und dann gleich vom Zimmer aus zum Strand. Nachmittags segeln wir nach Schaprode oder nach Neuendorf mit den kleinen weißen Spielzeughäusern — und —“

Ja, so hatten sie sich Märchen erzählt und sich eine Zukunft geträumt, noch glücklicher als die Gegenwart. Und jetzt, und jetzt?

Erni schluchzt auf: nun fährt er mit einem blonden Mädchen mit grauen Augen und totschickem Automantel auf und davon.

Trude am anderen Apparat fragt erschreckt:

„Du weinst doch nicht, Erni?“

„Quatsch, ich lach bloß — weil ich mich hab dumm machen lassen, aber nun werd ich auch nicht zu Hause hocken, mit meinen schönen freien Tag verderben.“

„Siehst du, das ist vernünftig. Also mach schon los, komm raus nach Wannsee ins Strandbad. Wir treffen uns beim Turm, wo immer die verlorenen Kinder ausgerufen werden.“

Verlorene Kinder ist gut, denkt Erni, wie sie abhängt — ob Trude das ironisch gemeint hat? Ach, sie selbst kommt sich vor wie ein verirrtes und einsames Kind. — Ihr Fritz — ach, nicht daran denken. Das kommt davon, wenn man den Männern vertraut. Aber nun will sie auch nicht mehr so dumm sein. Hat er ein anderes Mädchen, so wird sie schließlich auch noch einen anderen Kavaller finden. Er soll nicht denken, daß sie sich die Augen seinetwegen rot weint.

Nein, wenn er wieder kommt, wird sie sagen: „Danke schön, geh doch zu deinem Mädchen im Sportwagen. Ich hab's nicht nötig, auf dich zu warten!“

Eine Stunde später steht Erni vor ihrer Wohnung. Autos flitzen vorüber, große schwere Wagen mit eleganten Inassen, kleine Wägelchen, die aussehen wie komische Kinderkarren, lustiges, junges Volk darin. Motorräder, wehende Bubiköpfe,

kleine Kappen schief auf den Haaren — es ist, als wenn ganz Berlin auf dem Weg zum Wannsee wäre.

Erni steht da in einem grünweißgestreiften Sommerkleidchen mit kleiner grüner Jacke, einem grünen Mützchen, ihre grüne Wachtuchtasche mit den Badesachen am Arm. Manch wohlwollender Blick streift sie. Sie hat so etwas Rankes in ihrer Haltung, sie trägt ihr billiges, selbstgeschneidertes Sommerkleidchen so, wie kaum eine große Dame eine kostbare Modell-Toilette tragen könnte. Der Jörn, der in ihr ist, gibt ihren Augen einen noch tieferen Glanz.

Erni hat schon ein paar Mal die Hand hochgehoben, um einem vorbeifahrenden Wagen zu winken, aber im letzten Augenblick den Arm immer wieder sinken lassen. Fritz hat es ihr so energisch verboten. Ihr Trotz kämpft mit ihrer gekränkten Liebe — ach was, Liebe? Sie ist fertig mit Fritz, ganz fertig. Heute abend sitzt er mit der anderen auf der Terrasse des Hauses am Meer — Mondschein wird sein, wie damals. Und dabei hat sie in ihrer Eiferucht ganz vergessen, daß Fritz heute und am Sonnabend doch noch in Stralsund zu tun hat.

Beinahe gegen ihren Willen hebt sie den Arm. Gerade will ein großer Sportwagen, silbergrau mit schwarz abgesetzt, an ihr vorbeibrausen. Am Steuer ein Herr — jetzt bremst er. Eine elegante, geschmeidige Gestalt in einem silbergrauen Seidenhemd mit kleiner graublauer Schleife, ein braunes, etwas verwegenes Gesicht mit Hakennase und dunklen Augen, sehr schönen, aber vielleicht zu verführerisch blickenden Augen. Ein Lächeln entblößt eine Reihe tadelloser Zähne.

„Würden Sie mir die Freude machen, meinen Wagen mitzubenehmen, mein Fräulein?“

Erni zögert einen Augenblick, aber der junge Herr blickt so freundlich, der Wagen ist so verführerisch. Warum soll sie ihre Zeit vertrauern, wenn Fritz indessen —

„Wenn Sie auch nach Wannsee fahren, zum Strandbad?“

„Ich fahre überall hin, wohin Sie wollen, mein Fräulein!“

Der Herr öffnet den Wagen, Erni schlüpft hinein. Wie sie die Tür zuschlägt, ist es ihr, als schließe sie damit auch die Tür zu zwischen sich und Fritz.

Diplomingenieur Klemens Turnow, wie er sich vorstellt, entpuppt sich als ein lustiger Gesellschafter, gerade so, wie man ihn für einen Autoausflug braucht, wo man keine tief-

gründigen Gespräche führen will. Wo man nichts weiter wünscht, als den schönen Sommer zu genießen, in dem warmen, blauen Wasser mit dem Wasserball und Schwimmtier herumzubalgen, Kind zu sein, sorglos und ein wenig verwöhnt. Und das Verwöhnen versteht Herr Klemens Turnow ausgezeichnet. Kaum sind sie in Wannsee angekommen, da hat Erni auch schon alles, was man braucht: Kabine, einen Liegestuhl, ein paar Kissen, die Herr Turnow aus seinem Wagen herausgezaubert hat.

Erni dankt ihm mit ihrem strahlendsten Lächeln. Das von Herrn Turnow ebenso strahlend zurückgegeben wird. Das Allzuweiche in seinen Augen, dies Werbende, gefällt Erni nicht so ganz.

Was für ruhige Augen hat doch Fritz dagegen. Ach, nicht immer an Fritz denken, an den ungetreuen, bösen Menschen. Sie redet sich ein, daß Herr Turnow einem wirklich recht gut gefallen kann.

Und dann geht sie in die Kabine, sich umzukleiden. Sie hat einen neuen orangefarbenen Badeanzug an, mit goldfarbener, winziger Stickerei. Sie hat sich schon gefreut, was Fritz dazu sagen wird. Und nun?

Klemens Turnow steht aufmerksam an der Treppe, er sieht sehr gut aus in seinem dunkelblauen Tricot und dem blau-weiß gestreiften Bademantel, elegant und korrekt. Seine Augen strahlen bei Ernis Anblick. Komisch, sie ist doch sonst gänzlich unbesungen. Aber dieser schmeichlerische Blick von Klemens Turnow ist Erni plötzlich peinlich.

Sie läßt sich nur zögernd den Bademantel von ihm abnehmen. Und wie ihr Begleiter leise flüstert: „Entzückend sehen Sie aus, Fräulein Erni“, da antwortet Erni auf gut Deutsch und gut Berlinisch: „Quatschen Sie keine Opern, Herr Turnow.“

„Darf man Ihnen nicht sagen, daß man Sie reizend findet?“

„Nein, das darf man nicht.“

„Aber denken darf man doch.“ Er sagt es so drollig, daß sie lachen muß.

Das kleine Unbehagen ist vorüber, sie läuft vor ihm her wie ein übermütiges Kind. Er folgt langsam, seine Augen umfassen die schlank, junge Gestalt vor sich. Wenn Erni jetzt Klemens Turnow hätte sehen können, dann hätte sie ihr leichtsinniges Troßspiel, das sie gegen Fritz mit diesem Herrn Turnow führte, wohl schnell ein Ende finden lassen.

Aber Erni ist schon im See.

„Wo bleiben Sie denn?“

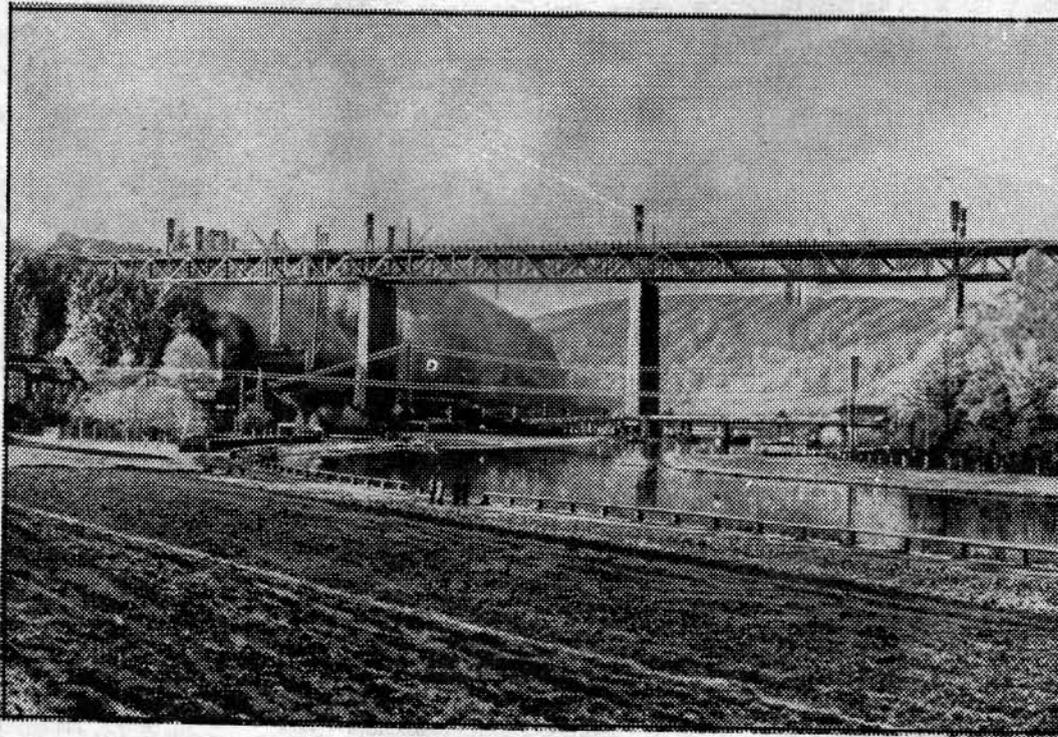
ruft sie, „sind Sie wasserscheu?“

Da springt ihr Begleiter ihr nach und nun ist nichts anderes, wie ein seliges Schwimmen und Plantschen in dem kühlen Blau. Hunderte tummeln sich hier. Die Badekappen in allen Farben tauchen wie bunte Blumen aus dem Wasser auf — fröhliche braune Gesichter, Arme, die kräftig und gleichmäßig durchs Wasser gleiten — Lachen, Rufen — Wälle fliegen durch die Luft, ein junger Mann versucht einen anderen unter das Wasser zu tauchen — Prusten, Wasserpöken — drilben fahren Paddelboote, weiße Segel auf schnellen Jachten gleiten vorbei — das ganze schöne Sommerbild ist umkränzt von dem Grün der märkischen Wälder und umspannt von dem klaren Blau des hohen Himmels.

Die Straße nach Stralsund liegt wie ein schneeweißes Band vor Fritz. Sein Wagen gibt zwar nicht soviel her wie Annemaries fabelhafter Sportwagen, aber so eilig hat man es ja nicht. Er sieht sie immer ein Stück vor sich dahinjaulen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue gewaltige Brücke der Reichsautobahn.



Ein überragendes Bauwerk im Zuge der Herstellung der Straßen des Führers ist nunmehr mit der großen Autobrücke, die in der Nähe von Hannoversch-Münden die Werra in einer Höhe von 60,80 Meter überquert, fertiggestellt. Die Brücke ist 416 Meter lang. Die Breite zwischen den Geländern beträgt 21,50 Meter. Die zwei Fahrbahnen von je 7,50 Meter Breite sind durch einen erhöhten Mittelstreifen von 3 Meter getrennt. (Weltbild, K.)

Die Schneekatastrophe von 1815 in Ober- und Unterwiesenthal.

1815 erlebten Ober- und Unterwiesenthal nach einem verregneten Sommer einen so schneereichen und langen Winter, daß seine Einwohner in schwerste Bedrängnis gerieten. Im Jahrgang 1816 der „Erinnerungsblätter für gebildete Leser“ schildert Töchterlehrer Böhme-Oberwiesenthal die Leiden unserer Voreltern. Er berichtet in der Schreibweise seiner Zeit (die wir unserem heutigen Sprachgefühl etwas angepaßt haben), daß das Städtchen Oberwiesenthal, am Fuße des Riesens der sächsischen Gebirge, am Fichtelberge, jedes Jahr von der Natur überreichlich mit Schnee bedacht wird, ihn aber dieses Jahr in einer solchen Menge erhielt, wie es die ältesten Be-



Der Marktplatz von Oberwiesenthal um 1865.
Von links nach rechts: die alte Apotheke, das Organistenhaus und das alte Rathaus. Alle drei Häuser sind abgebrannt und durch Neubauten ersetzt worden.
(K. aus I. E. S. Nr. 26/1926.)

wohner nicht erlebt haben und selbst Nachrichten aus Chroniken nur wenige ähnliche Winter erwähnen. Die Bewohner, wie auch die Kauf- und Handelsleute, die den Jahrmarkt vor Michaeli besuchen, waren es gewöhnt, um diese Zeit schon neuen Schnee zu sehen. Aber 1815 war dies nicht der Fall. Vor Weihnachten, ja selbst bis in die Mitte des Januars war der Schnee hier und in den anderen Gebirgsorten, trotzdem er in den niederen Gegenden sehr hoch lag, unbedeutend: Allein am 16. Februar fing es an zu schneien und zu stürmen. Reißende Winde, Orkanen gleich, verbunden mit der grimmigsten Kälte, erhoben sich und selbst diejenigen, deren Häuser noch ganz gut im Bau erhalten sind, fürchteten oft den Einsturz. Diese schrecklichen Stürme mit Schneegestöber wüteten ununterbrochen bis in den März hinein. In dieser Zeit wurden riesige Schneemassen aufgetürmt.

In der Straße durch die Stadt waren vor den meisten Häusern Säulen eingegraben, die eine Höhe von 3 Ellen und darüber haben, und am 18. April sah man erst die obere Spitze. Von den Gartenzäunen war Anfang April noch nicht eine Spur zu sehen.

Mitte April führten aus der Straße und aus den Gassen zu den Häusern 6 bis 8, und vorher 10 bis 12 Stufen durch den Schnee herab und in den meisten Gassen konnte man zu den Oberstufenfenstern nicht allein hineinsehen, sondern auch

wie durch eine Tür hineingehen.

Während dieser stürmischen Tage mußten die Bewohner alle Morgen beim Aufstehen einander zu Hilfe rufen, um einander auszusichern, damit sie aus ihren verschneiten Häusern heraus konnten. Diese Arbeit mußte täglich drei oder sogar mehrere Male unternommen werden, wenn die Bewohner ihre Nachbarn besuchen wollten. Aus vielen Häusern mußten Stollen durch den Schnee, wie aus einem Bergwerk, getrieben werden, um herauszukommen. Schon ziemlich erwachsene Kinder durften es während dieser Zeit nicht wagen, aus den Häusern zu gehen, wenn sie sich nicht in die Gefahr bringen wollten, stecken zu bleiben. Kein Fuhrmann konnte heraus. Selbst mutige Knaben stellten ihren Ruchschlitten in einen Winkel des Hauses und schauten betäubt zum Fenster heraus. Dafür hielten sie sich aber in der Mitte des März, als diese fürchterlichen Stürme aufhörten, dadurch schadlos, daß sie nun auf die Häuser stiegen und sich auf den First des Daches setzten.

Am allerschlimmsten war es bei dem Hause, das dem Schneidermeister Hartmann gehörte. Hätte dieser Mann nicht die Vorsicht gebraucht, Bretter über den Eingang seiner Haustüre zu legen, so würde er keinen Morgen heraus gefonnt haben. Hier lag der Schnee von der Erde bis an das Dach seines Hauses und man konnte wie auf einer Treppe bis auf den First steigen. Am 25. März und später waren Fremde hier, die dieses alles noch sahen, obgleich es schon mehrere Tage vorher sehr getaut hatte.

Die Bewohner der einen Seite der



(Aufnahme: Foto-Kög-Annaberg.)

Am Tag der deutschen Polizei,

den 17. Januar 1937,

wurde in Annaberg und dem ganzen Obererzgebirge fleißig für das WHW gesammelt und über die Tätigkeit der Polizeibeamten als Freund der Bevölkerung aufgeklärt. Feuerlöschpolizei und Technische Nothilfe unterlügten die Sammeltätigkeit wirksam.



(T. A. W.-Bilderdienst.)

Häuser konnten die Häuser ihrer Nachbarn von der entgegengesetzten Seite nur am Dache sehen. Mitte April war dies noch an mehreren Stellen der Fall, obgleich es zum Ausgang des Februars und in der Karwoche sehr taute. Stand man vor dem Tauwetter an der Reihe der Häuser, die dem Rathaus entgegen steht, so sah man von letzterem nur noch den Turm.

Es kann mit Wahrheit und ohne Uebertreibung versichert werden, daß es Stellen gibt, wo der Schnee 15 bis 20 Ellen hoch lag, zum Beispiel beim Neuen Haus, im sogenannten Steinbruch, im Zehengrunde. Auch auf den Feldern, von denen der Wind ihn nicht wegeführt hat, liegt er durchgängig noch 2-3 und mehrere Ellen hoch.

In Unterwiesenthal war es ebenso. Das Ausschuren und Stollentreiben und aus denselben wie aus einem Gewölbe gehen, das Häusersteigen hatte man mit Oberwiesenthal gemeinsam. Beim Roten Hammer ist eine Windwehe, über welche die Straße geht, von wenigstens 10 Ellen Höhe, und beim Hammerwerk Schlüssel ging die Schlittenbahn der 5 bis 6 Ellen hohen Gartenmauer gleich.

Bei diesem beipiellofen und lang anhaltenden Winter mit seinem tiefen Schnee kam große Not über die Einwohner, da es an allem Verdienst fehlte und alle Quellen der Nahrung verstopft waren. (Schluß folgt.)

Kalte Füß. / Von Max Wenzel.

Ihe is de rachte Zeit, wu 's en Haufen franke Leit gibt. De meisten hobn de Geyerische Krankhät, die tut sich esu äußern, daß mer spricht: Husten, Schnuppen un kü Gald. Sollt's ihe werklüch weliche gabn, die net esuwos a sich hätten? — Wenns racht schie fest gefroren is, do weß mer, wie mer hält. Dann oder gieht oder aa emol e Matschwatter lus. Do kriegt mer abn kalte Füß. De Weibsen wissen sich ze helfen. Do warn Gummischuh naagericht bis an de Knie nauf. Se jahne, weiß Gott, e manichsmol wie de pulakischen Mandeln aus.

Wos macht oder nu e Mannsen, wenn's mit nassen, kalten Füßen ehämkinnt? Red emol mit en guten Freind! Der nimmt mitten in Gered of emol de Hand in der Höh, dann zieht's ne 's Gesicht zesamme, de Mang warn immer klenner, de Nos werd naufgezugn wie de Schnur bei ener Armbrust — un dann giehts lus! Erscht schnauft er noch emol wie e Walroß in der Tierbud, un dann plakt er lus! Mer denkt e manichsmol, es is e Kerbis geplakt. Un dann bringt er e Schnupptüchel raus, esu gruß wie e Bettuch un spricht: „Nahm merich nár net übel, oder ich ho de Schnupp esu!“ Mer kimmt kaum derzu „Half dr Gott!“ ze sogn, do kracht er noch emol lus. Un sogst de da noch emol „Half dr Gott!“, do werd er aa noch eflig un spricht, mit dan damischen Gewünsch tät mer de Nieserei erscht aregn. Wie dos Genies e Vergnügn sei ka, daßn sich maniche Menschen aa noch Schnupptowak in der Nos stecken, dos is mir e Ratjel!

Alles of darer Walt is verschieden, aa de Schnupp. Mei Muhme, de Olga, hoot mei Tog ne Stochschnuppen. Mir kimmts immer vir, als wár 'r emol e Waschlackel in der Nos staden gebliebn.

Als Kinner hatten mir 's Schnuppenfieber. Ich gelaab, dos war ungefahr esu, als wenn mer heitzetog de Infaulenzia hoot. Mir mußten geleich nei in Bett un schwißen. Ze assen gobs nár Preiselbeer mit Millich. Dos war 's schönste an darer ganzen Krankhät. Un mer brauchet doch aa net in der Schul ze giehe. Dos war aa ewos wart. Wenn mer nu emol kü Schularbet gemacht hatt un Appetit of Preiselbeer hatt, do tat mer, als brächt en de Schnupp bal um. Zwar mußten mer nei in

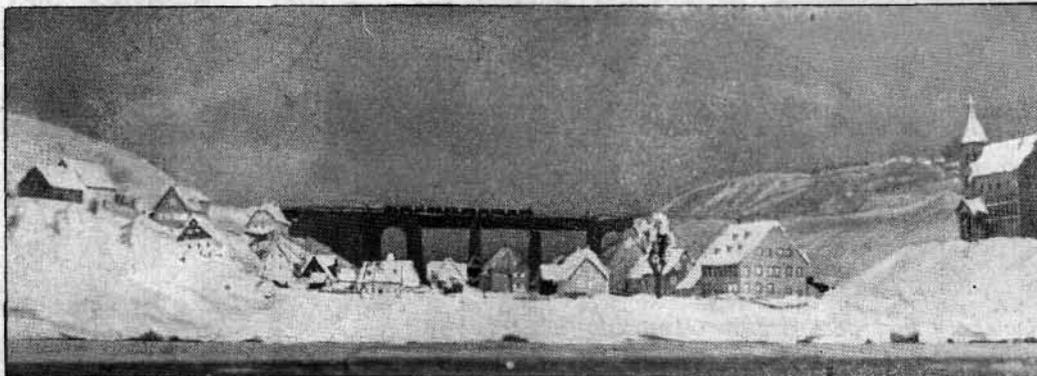
Bett, oder mer wur gehatschelt un gepflegt — och, das war schie! Wenn oder der Votter en Zettel an Lehrer schreibn muß, saht er allemol, dos wár doch nischt anersch wie de Preiselbeerkrankhät! Do fällt mer noch ewos ei. Mei Freind, der Arno, sog aa emol in der Schul, un dan hinge e paar sette richtige Lichteln an der Nos dra. Der Lehrer wollt's ne ewing dorch der Blume sogn un fregeten: „Du hast wuhl de Schnupp?“ „Naa“, saht er, „ich ho nár mei Schnupptüchel vergassen.“

Schlimm is, wenn bei der Schnupp Kuppwiehting derbei sei, oder an schlachtsten is, wenn de wu de kalten Füß Zähwiehting kriegt. Alles, was racht is, oder Zähwiehting sel ewos Ekelhaftes. Un derbei häht 's aa noch, se wárn net emol e Krankhät. Se traten aa verschieden auf. Emol buhrts, daß mer denkt, es hoot ener de Brustleier agefetzt. Dann wieder stichts wie lauter Nodeln. Unnermol rafelts hie un har, daß de denkst, es wolln dr alle Zäh rausfalln. Dann

25 Jahre Krippenverein Cranzahl.



Blick in die Jubiläums-Ausstellung.



Cranzahl vor 50 Jahren.
(Aufnahmen des T. A. W.-Bilderdienstes.)

Der Krippenverein Cranzahl, der am 6. Januar 1912 gegründet worden ist, eröffnete am 17. Januar 1937 im Turnerheim seine Jubiläumsausstellung, die er unter die Schirmherrschaft von Kreisleiter Vogellang stellte. Die vier Ausstellungen des Vereins: 1923, 1929, 1932 und 1937 bildeten zugleich bedeutende Marksteine in der Entwicklung der heimischen Schniß- und Bastelkunst, die in Cranzahl eine gediegene Pflegstätte gefunden hat. Wir wünschen dem Jubelverein die besten Erfolge für seinen weiteren Auftrieb. „Glück auf!“

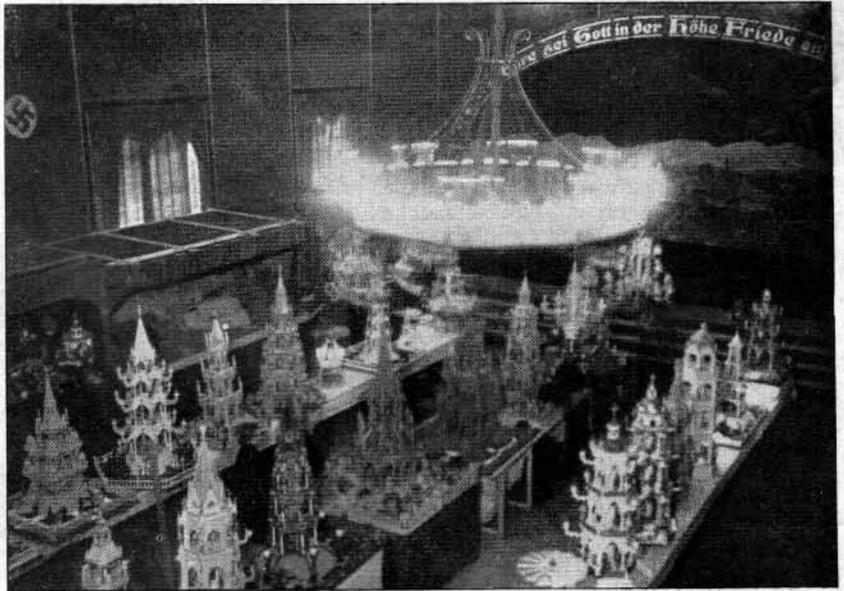
is dr aa wieder, als hättst de en ganzen Ardäppel in huhl'n Zah stacken. Buhrst de oder nei, do is, als wenn de dorch e Löchel dorchgefah'n bist, un es gibt dr en Stiech, do möchst de gleich en Gauger austuhen. Nu hast de aa noch die tottende Agewohnhät un popelst mit der Zung in dein huhl'n Zah rüm. Doderou werd 's aa net besser. Du bist richtig fruh, wenn de en dicken Backen kriegst; dä mer spricht, do höret'n de Zähwiehting auf.

War dich siecht, dar weß nu aa e Mittel geg'n dein Zustand. Zeerscht macht dr dei Fraa es Kräuter-säckel warm. Nu ka 's oder sei, se läßt 's ze lang of der Ufenröhr liegn; da brennt 's a, un es werd e Gestank, daß de zu deine Zähwiehting aa noch de Hust kriegst. Dann spricht wieder ener, du sollst Nordhäuser draufnahme. Do is oder das Ugelüch: Dar hält sich net lang of'n Zah un läßt der Gorgel nonner. Ganz Gescheite woll'n aa wissen, mer müßt sich steif un fest eibilden, mer hätt Kupwiehting, do ginge de Zähwiehting wag. Nu weß ich oder net, ob en bei dan Tauschen mehr geholten is. Narsch Zeit werd gesacht. Der äne möcht 's när mit der Wärm machen, do sollst de in Ufen netkriech'n. Der anere tut wieder roten, de sollst kalts Wasser of'n Zah drauf-tue. Dos äne stiecht fest, wenn dos kalte Wasser drauffimmt, do fährt's wie e Schrad nei in Zah un de Wiehting hör'n of emol auf — derhinerhar gieht's oder desto sehrner lus.

Wenn mer e alte Fraa fregt, die sogt natierlich, mer soll sich's versprochen lossen. Dos bränge oder när alte Weiber. Die streich'n en übern Backen wag un baten e Barschei drzu. Un — weßderhule — de Zähwiehting hör'n auf. Mei salige Mutter hatt aa e fettige Gob an sich. Die tat en 's Köppel an ihrer Brust naalegn un streichlet en racht ruhig, derbei tat se en leise zureden, un

(Schluß auf Seite 8.)

Schnitz-Ausstellung in Ehrenfriedersdorf.



(T. A. W.-Bilaerdienst.)

Die Ehrenfriedersdorfer Schnitzer eröffneten im Rathausaal in Anwesenheit von Kreisleiter Vogelfang am 17. Januar 1937 ihre reichbesendete Weihnachtsberg- und Pyramiden-Ausstellung, die wiederum eine Fülle von lehrswerten Schnitzereien u. Bastleien bringt. Der Vorsitzende des Heimatwerkes Sachsen, Fabrikant Krauß-Schwarzenberg, bezeichnete diese Schau als die reichste und stattlichste, die er in letzter Zeit gesehen hat.

Die Ehrenfriedersdorfer Weihnachtschau vor zehn Jahren. (Aus I. E. S. Nr. 5 1927), K. I. E. S.-Archiv.)



Eiserne Hochzeit in Gehringswalde.



(Aufnahme: Walter Junewald-Wolkenstein.)

Es gehört zu den größten Seltenheiten des Lebens, daß einem Ehepaar eine 60jährige Lebensgemeinschaft beschieden ist. Im Kreise ihrer Kinder, Enkel und Urenkel erlebten diesen Tag der Gnade

Gutsauszügler Karl August Löyer und Frau Ida geb. Rüdiger am 11. Januar 1937. Dem selten rüstigen Jubelpaar, das zu seiner diamantenen Hochzeit ein Glückwunschsreiben des damaligen Reichspräsidenten von Hindenburg erhalten hat, gratulierte unser Führer und Kanzler Adolf Hitler mit einem persönlichen Schreiben. Auch unser Reichsstatthalter und Gauleiter Martin Mutschmann, die Landes- und die Kreisbauernschaft, der Ortsgruppenleiter, der Bürgermeister und die Kriegerkameradschaft gratulierten dem würdigen Paar. Pfarrer Kunze-Wolkenstein überbrachte die Segenswünsche und ein Diplom der Landeskirche und überreichte für die Kirchengemeinde ein schönes Gebetbuch. Von allen Seiten wurden die Hochbetagten mit guten Wünschen und Ehrengaben erfreut. Der Jubelbräutigam, am 24. März 1849 geboren, steht im 88. Lebensjahr und ist der letzte Veteran von 1870/71 seines Heimatortes. Frau Löyer stammt aus dem Buschgut in Mildenau und kann am 8. Februar dieses Jahres ihr 88. Lebensjahr vollenden. Wir wünschen dem verehrten Jubelpaar, dem wir zu seiner diamantenen Hochzeit im J. E. S. vom 24. Januar 1932 gratulierten, daß ihm ein recht begnadeter Lebensweg beschieden sein möge. In diesem Sinne rufen wir ihm ein herzliches „Glück auf“ zu.

do schließ mer ei un's Reissen war wag. Doß mer oder net aufwecken sollt, is se e mannißmol de ganze Nacht ruhig geßassen. Ja, de Mutterlieb! Die nimmt de Schmarzen vu ihre Kinner auf sich, wenn se aa selber leiden muß.

Mr sollt nu denken, war krank is, dar gieht zu en Dokter. Oder dos is sonnerbar: zu en Zähdokter will niemand! Es is aa schie virgefomme, wenn ener de Kurasch aufgebracht hoot, zon Zähdokter ze giehe, doß de Zähwiehting in dan Langblid aufhären, wenn mer ben Dokter of der Türklin drückt. Es solln ere aa schie etliche geklingelt hobn un dann

Annaberger Wintersportfest 1937



Mitteld. Paarlaufmeister Siegfried Fröhlich-Chemnitz und mitteld. Jugendmeisterin Inge Kraus-Blauen. (Foto: Köh, Annaberg.)



In langen Reihen stellte die Jugend zum Rodelwettbewerb. Unten: Das Würstelschnappen war besonders lustig. (T. A. W.-Bilderdienst.)



Mußten auch die Kreisweilläufe nach Oberwiesenthal verlegt werden, so konnten doch alle anderen Wettbewerbe mit besten Erfolgen durchgeführt werden. Das Wetrodeln der Jugend am 16. Januar 1937 fand Märklichen Zulpruch. Am Sonntag, den 17. Januar, wurde die Sächsishe Bobmeisterschaft ausgetragen. Die Veranstaltungen auf dem Schutzeich, Eiskunsläufe und Eishockey, wurden von einem zahlreichen Publikum mit lebhafter Anteilnahme verfolgt. Den Hauptziehungspunkt bildete, wie alle Jahre, die Grenzland-Sprungchance, wo nachmittags die Springergilde des SC. „Norweger“ vorzügliche Leistungen zeigte.

Bilder links: Auch unsere heimischen Eisläuferinnen schnitten gut ab. (T. A. W.-Bilderdienst.)

Bilder unten: Das Springen des Skiclubs „Norweger“ hatte wieder große Zuschauermassen angezogen. Trotz der widrigen Schneeverhältnisse wurden Sprünge bis zu 42 Meter erzielt. (T. A. W.-Bilderdienst.)

ausgerissen sei. Wenns der Dokter merkt, do denkt er: „Se mögn nār laafen, die komme schie wieder!“ Un er hoot aa raacht.

Ja, do is dar an besten dra, dar gar käne Zähd mehr hoot. Dar ka schie emol kalte Füß krieng!

Mr spricht aa im Geschäftslabn von kalten Füßen. Oder es werd aa gesorgt, daß aa bodrfür raacht gute Filzsocken drfunden warn, daß de kalten Füß niemanden mehr schoden könne. Ihe muß ich oder aufhören; es is schie spät, un ich krieg kalte Füß! —

